

Andreas Gardt

4. Sprachsystem und Sprachgeschichtsschreibung (eine Bilanz)

Abstract: Die Beschäftigung mit sprachlichen Strukturen lässt sich in Europa bis in die Antike zurückverfolgen. Das Konzept des *Sprachsystems* erweist sich dabei als eine zentrale Ordnungskategorie. Während über viele Jahrhunderte unter anderem durch die starke Präsenz der Rhetorik Fragen der kommunikativen Gestaltung von Sprache im engen Zusammenhang mit ihrer grammatischen Beschreibung behandelt wurden, kam es in der neueren Sprachwissenschaft zu einer in Teilen starken Orientierung an einem naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal. In einigen sprachwissenschaftlichen Schulen führte das zu einer Hypostasierung des Systemkonzepts, zur Herauslösung der Sprache aus ihren pragmatischen Einbindungen. In den letzten Jahren wiederum werden im Rahmen einer kulturgeschichtlich orientierten Sprachgeschichtsschreibung sprachliche Phänomene vermehrt in ihren kommunikativen Bezügen untersucht, um so der Rolle der Sprache als Form menschlichen Handelns in der Welt besser gerecht zu werden.

- 1 Einleitung
- 2 Die Tradition des Systemkonzepts
- 3 Systemkonzept und Sprachgeschichtsschreibung
- 4 Tendenzen
- 5 Literatur

1 Einleitung

Würde man die Erforschung von Sprachgeschichte als „Sprachgeschichtsschreibungsarchäologie“ betreiben, als ein Verfahren, das „verschiedene einander überlagernde, auch einander verdeckende Ideologieschichten“ – Leitfragen, wissenschaftliche Paradigmen im Sinne Thomas S. Kuhns, Sprachgeschichtskonzeptionen usw. – herausarbeitet“ (Bär/Lobenstein-Reichmann/Riecke 2015, 270), dann würde auf der Schaufel des Archäologen immer wieder etwas liegen, was viele Experten sogleich als ‚ein Sprachsystem‘ identifizieren würden. Bei diesem Akt der Feststellung würden sie so verfahren, wie jeder verfährt, der klassifiziert: den Gegenstand wahrnehmen, an ihm Merkmale sondieren, das Bündel dieser Merkmale mit einem Begriff belegen, dabei vielleicht ausdrücklich auf die Kategorien von *genus proximum* und *differentia specifica* zurückgreifen. Tatsächlich handelt es sich um ein *Fest-Stellen* in einem fast wörtlichen Sinne: Erst der kognitiv und sprachlich kategorisierte Sachverhalt besitzt feste Konturen und ist uns intellektuell verfügbar. Insofern ist das

Kategorisieren, das Belegen mit sprachlichen Ausdrücken, eine der selbstverständlichsten und notwendigsten Handlungen des Menschen.

Dabei ist jedoch zweierlei zu bedenken. Das Kategorisieren ist kein irgendwie natürlicher Vorgang, der von alleine abläuft. Als Akt des Menschen ist es grundsätzlich interessengeleitet, durch seine Subjektivität geprägt. Diese Prägung muss keineswegs nur die des einzelnen, aktuell klassifizierenden Menschen sein, und sie ist es in der Regel auch nicht: Wir belegen die Gegenstände meist mit den Wörtern, die wir bereits kennen, in Bedeutungen, die wir alle mehr oder weniger teilen, eben weil Sprache ein *fait social* ist. Umgekehrt formuliert, sozusagen aus der Perspektive des Gegenstandes: Wir weisen den Gegenstand einem uns bekannten Konzept mit dem entsprechenden Wort zu. Die sich in diesen Formulierungen andeutende Unterscheidung zwischen den kognitiven Größen (den Konzepten) und den sprachlichen (den Wörtern), soll nicht nahelegen, dass Erstere unbeeinflusst durch Letztere zustande gekommen sind. Andererseits ist Sprache nicht das einzige Medium, das zur Bildung von Konzepten beiträgt, jedenfalls ließe sich das nicht belegen, dagegen eher das Gegenteil, hält man sich die Wirkung von bildlichen oder sensorisch anders wirkenden Phänomenen vor Augen.

Der zweite Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Kategorisieren eine Rolle spielt, ist das Verhältnis von Kategorie und Wirklichkeit. Der Sachverhalt, dass uns erst der sprachlich kategorisierte Gegenstand intellektuell verfügbar ist (wobei auch das bereits eine im Grunde zu weitreichende Behauptung ist, weil sie z. B. Formen einer unspezifischeren Erkenntnis ignoriert, wie sie Leibniz in der *cognitio clara confusa*, etwa bei Farbwahrnehmungen oder Geschmacksempfindungen, gegeben sieht), bedeutet nicht, dass es jenseits der Sprache keine Tatsachen gäbe. Auch eine solche Behauptung wäre durch nichts belegbar, konzeptuelle Relativität – also die inhaltlich je spezifische (einzel)sprachliche oder modal andere Kategorisierung der Wirklichkeit – ist nicht gleichzusetzen mit ontologischer Relativität, d. h. mit der Annahme, dass die Dinge ihre Existenz erst durch die Sprache und andere Medien erhalten.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen soll im Folgenden das Konzept des Sprachsystems in der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen betrachtet werden. Dieses Konzept ist zunächst ein Ordnungsprinzip, das einem Gesamtphänomen – der Sprache – eine Gliederung zuweist und dabei einen der denkbar einfachsten Ansätze wählt: die Unterscheidung von Punkt und Linie, d. h. das System bestimmt als eine aus Komponenten bestehende Einheit, zwischen denen bestimmte Relationen bestehen. Eben dem entspricht eine der Bedeutungen, die z. B. im *Deutschen Universalwörterbuch* des Dudenverlags (2003) für *System* angegeben werden:

(Sprachw.) Menge von Elementen, zwischen denen bestimmte Beziehungen bestehen: semiotische, sprachliche -e; -e von Lauten und Zeichen[.]

Die Bedeutungsangabe ist zwar als fachsprachlich für die Sprachwissenschaft ausgewiesen, aber so allgemein gehalten, dass darunter auch eine Familie oder die Teilnehmer einer Vorlesung fallen können. Etwas spezifischer ist die Bedeutungsangabe für *Sprachsystem*:

(Sprachw.) *System aus den in gleicher Weise immer wieder vorkommenden, sich wiederholenden sprachlichen Elementen u. Relationen, das den Angehörigen einer bestimmten Sprachgemeinschaft zur Verfügung steht.*

Auch hier geht es um Element und Relation, doch unter Betonung des immer gleichen Vorkommens. Der doppelte Hinweis auf die Rekurrenz und der damit einhergehende Duktus des Statischen ist für die neuere Sprachwissenschaft durchaus charakteristisch und nähert die Bedeutung von *System* an ein Verständnis an, das speziell für die Naturwissenschaften in Anspruch genommen wird (*Deutsches Universalwörterbuch* 2003, s. v. *System*):

(Naturw., bes. Physik, Biol.) *Gesamtheit von Objekten, die sich in einem ganzheitlichen Zusammenhang befinden u. durch die Wechselbeziehungen untereinander gegenüber ihrer Umgebung abzugrenzen sind: [an]organische -e; ein geschlossenes ökologisches S.*

Erneut stehen Element und Relation im Zentrum der Bestimmung, wobei aber nun die Abgeschlossenheit und die interne Stimmigkeit des Ganzen betont werden. Auch wenn sich diese Bedeutungsangabe auf die Naturwissenschaften bezieht, so ließe sie sich durchaus auf weite Teile des sprachwissenschaftlichen Systemverständnisses übertragen, nicht zuletzt deshalb, weil sich die sprachwissenschaftliche Systemlinguistik in Erkenntnisideal und Methodik den Naturwissenschaften angenähert hat. So ruft das dritte der oben aufgeführten Zitate die Beschreibung der *langue* Ferdinand de Saussures in Erinnerung, für die gelte: „niemals wird das System unmittelbar verändert; an sich selbst ist es unveränderlich“ (Saussure 1931, 100; die Diskussion über die Textgestalt des *Cours* und seine Rezeption soll hier unberücksichtigt bleiben, s. dazu Jäger 2010). Nur einzelne Elemente können sich verändern, was das gesamte System in Ungleichgewicht bringt, so wie auch die Veränderung eines einzelnen Planeten Auswirkungen auf das gesamte Sonnensystem hätte (ebd.). Das System muss sich nun wieder neu justieren, und schon in der gesamten Redeweise, die das Sprachsystem zum Agens seiner eigenen Gestaltung zu machen scheint, spiegelt sich eine Tendenz zur Hypostasierung des Systems, wie sie sich auch in sprachhistorischen Arbeiten immer wieder findet. Dieses Konzept vom Sprachsystem erwähnt die Sprecher als eigentlich gestaltende Kräfte nicht; ihre Bedeutung wird zwar nicht geleugnet, aber sie erscheinen in der wissenschaftlichen Beschreibung nicht oder nur am Rande.

Das aber ist in der Sprachwissenschaft im Allgemeinen und der Sprachgeschichtsforschung im Besonderen keineswegs zwingend und spricht auch nicht grundsätzlich gegen das Konzept des Sprachsystems. Tatsächlich wird über weite

Teile der gegenwärtigen Linguistik mit einem Konzept eines *heterogenen Systems* operiert, und in einem wichtigen sprachhistorischen Referenzwerk führt bereits der Eingangsartikel zahlreiche Möglichkeiten vor, das System im Rahmen einer kulturgeschichtlich orientierten Sprachwissenschaft zu verorten und durch Hinweis auf seine pragmatischen Einbindungen als grundsätzlich offen zu verstehen (Reichmann 1998). Es kann also nicht um eine Kritik am Systemkonzept als solchem gehen, wohl aber an seinen Überzeichnungen; als wichtige Ordnungskategorie konnte und kann das Konzept der Forschung Dienste leisten, die andere Konzepte wiederum nicht zu leisten vermögen.

2 Die Tradition des Systemkonzepts

Jede Grammatikologie und -graphie beschreibt sprachliche Strukturen, keineswegs immer jedoch vor dem Hintergrund eines Konzepts des Sprachsystems, das die erwähnten Bedingungen der Rekurrenz der Konstituenten, der Wohlbestimmtheit der Relationen und der Abgeschlossenheit erfüllt. Die Beschäftigung mit grammatischen Fragen geht bis in eine Frühzeit zurück, die aber nicht erst bzw. nicht nur mit der abendländischen Antike einsetzt; das Handbuch *History of the Language Sciences* (Auroux u. a. 2000) etwa illustriert dies eindrucksvoll in den Artikeln z. B. zur chinesischen, zur indischen oder zur arabischen Sprachwissenschaft. Tatsächlich finden sich bei unterschiedlichen Autoren Äußerungen zu einzelnen grammatischen Fragen. So unterscheidet z. B. Aristoteles im fünften Kapitel des dritten Buchs seiner Rhetorik fünf Kriterien des *Hellenismus*, der Sprachrichtigkeit (in den lateinischen Texten *latinitas*, in einer deutschen Grammatik des 17. Jahrhunderts *Deutschheit*; Gueintz 1641, 1): der korrekte Gebrauch von Konjunktionen, die Vermeidung von Parenthesen, ebenso von uneindeutigen Ausdrücken, schließlich die Beachtung der Kongruenz bei Genus und Numerus (Aristoteles 1987, III, v). Schon an diesem einen Beispiel wird deutlich, dass in der frühen Reflexion über eine regelkonforme Sprachverwendung die einzelnen Gegenstände der Betrachtung nicht in einer Weise übergeordneten Kategorien zugeordnet werden, wie wir dies heute kennen. So würde man (und tat das später auch) die Kriterien zwei und drei eher der Forderung nach Deutlichkeit (*perspicuitas*) als der nach grammatischer Regelkonformität zuordnen.

Diese Mischung rhetorisch-stilistischer Kriterien mit im engeren Sinne grammatischen begegnet in der Geschichte der Grammatikographie immer wieder, auch bei deutschen Autoren und bis weit in die Neuzeit hinein. Die Definition von *Grammatik* z. B., die sich bei Johann Christoph Gottsched findet (mit Johann Christoph Adelung der einflussreichste Grammatiker des Deutschen im 18. Jahrhundert), lautet so (Gottsched 1762, 37):

Eine Sprachkunst [d. h. Grammatik, als Übersetzung von *ars grammatica*; A.G.] überhaupt ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines gewissen Volkes, nach der besten Mundart derselben, und nach Einmischung seiner besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden, als schreiben solle.

Die folgenden Darlegungen werden begleitet von ausführlichen Anmerkungen, in denen Gottsched die bis in die Antike zurückreichende Tradition der Grammatikschreibung anführt, dabei aber gleich zu Beginn auch auf Quintilians prägende Rhetorik *Institutio oratoria* verweist. Auch zitiert er die traditionelle lateinische Definition der Grammatik als *ars recte loquendi* (›Lehre vom richtigen Sprechen‹, oft auch als *ars recte dicendi* bezeichnet). Zwar führt er in den Anmerkungen nicht die parallele Definition der Rhetorik als *ars bene dicendi* an (also des ‚guten‘, d. h. kommunikativ angemessenen und dadurch erfolgreichen Sprechens), aber in dem Eingangszitat taucht sie im Begriffspaar *richtig und zierlich* als Übersetzung von *recte et bene* dennoch auf: Der Gegenstand der Grammatik umfasst nicht nur das *richtige*, sondern eben auch das *zierliche* Sprechen, wobei *zierlich* nicht im Sinne von ›feingliedrig‹ zu verstehen ist, sondern von ›stilistisch gekonnt/passend‹.

Auch dort, wo nicht explizit auf die rhetorische Tradition verwiesen wird, durchdringen ihre Kategorien das sprachwissenschaftliche Arbeiten bis weit in die Neuzeit. So gibt Gottsched, um ihn erneut als Beispiel anzuführen, Autoren drei Maximen für ihr Schreiben vor (Gottsched/Mey 1725, 290f.):

1. Ein guter Scribent muß natürlich schreiben.
2. Ein guter Scribent muß vernünftig schreiben.
3. Ein guter Scribent muß in Vergrößerungen und Verkleinerungen Maaß halten.

In der dritten Maxime spiegelt sich auf den ersten Blick ein bürgerliches Stilideal, das sich positioniert zwischen einem als zu bombastisch empfundenen Schreiben (wie es gelegentlich auch in bestimmten Formen des Sprachgebrauchs im Umfeld des Hofes gesehen wurde) und einem als zu ‚gewöhnlich‘ bewerteten Schreiben, wie es etwa dem *gemeinen Pöbel* zugesprochen wurde (wobei weder *gemein* noch *Pöbel* die pejorativen Bedeutungskomponenten trugen, die heute mit den Ausdrücken verbunden werden, gemeint ist vielmehr die Sprache der weniger gebildeten Teile der Bevölkerung). Zugleich aber klingt in der Bemerkung die Dreistillehre der Rhetorik an, die zwischen dem *genus humile* als dem schlichten Stil und dem *genus grande* als dem gehobenen Stil ein *genus medium* vorsieht.

Die Präsenz rhetorischer Kategorien in sprachreflexiven Arbeiten öffnet die strukturellen Beschreibungen zu Fragen, die jenseits einer Fixierung auf das Sprachsystem liegen und so den Blick auf den Ort der Sprache im gesellschaftlichen Raum lenken. Das ist der Fall, obwohl die Rhetorik selbst ein System bietet, dessen Konturen zwar nicht so scharfkantig sind wie die Sprachsysteme zumindest der neueren Sprachwissenschaft, das aber zu bestimmten Zeiten als so durchstrukturiert empfunden wurde, dass es vor allem dort kritisch gesehen wurde, wo dem In-

genium des sprachschaffenden Subjekts ein großer Raum eingeräumt wurde. Auch Gottscheds Begriffe von *Natürlichkeit* und *Vernunft* lassen sich als Ausdruck – und zugleich Auseinandersetzung mit – der rhetorischen Tradition sehen, da das natürliche Sprechen dem oft als artifiziell geltenden rhetorischen Sprechen gegenübergestellt wurde und das vernünftige Sprechen immer wieder auch von Rhetorikern gefordert wurde, um der Behauptung zu begegnen, die seit Platons Kritik im *Gorgias* (Platon 1957) im Raum stand, dass es sich nämlich bei der Rhetorik um „ein grundloses Ding“ (*Gorgias* 465a) handele. Die Grammatik setzte sich solcher Kritik nicht aus, weil sie nicht oder nur indirekt über ihr normatives Vorgehen in den gesellschaftlichen Raum hineingriff, um den Preis allerdings, dass sie von der Philosophie als Gegenstand der Auseinandersetzung gar nicht wahrgenommen wurde und auch zu der zentralen Frage nach der Sprachlichkeit des Menschen – der Frage nach dem Verhältnis von Sprache, Sprechern und Welt – keine Aussagen machen konnte. Berührungspunkte zwischen Philosophie und Grammatik gab es allerdings immer dann, wenn die Grammatik sich ausdrücklich als *philosophische Grammatik* verstand, wie das zum Beispiel bei den universalgrammatischen Ansätzen der Fall war (dazu s. unten).

Festzuhalten bleibt, dass die Nähe von Grammatik und Rhetorik die Entstehung eines rein grammatischen Systemkonzepts zunächst gar nicht zuließ. Das gilt zumindest für die Antike, wo Formen des Arbeitens mit Sprache und an Texten begegnen, die man heute vermutlich als *philologische* Tätigkeiten bezeichnen würde, auch dort, wo der Titel einer Arbeit auf Grammatisches zu verweisen scheint. So wird die Schrift des Dionysios Thrax aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, die *Téchnē grammatikē*, nicht selten als erste griechische Grammatik bezeichnet, obgleich sie mit dieser Aufzählung beginnt (Auszüge in Arens 1955, hier: 19; zur Diskussion der Datierung der Schrift vgl. Di Benedetto 2000):

Grammatik ist die Kunde von dem normalen Sprachgebrauch der Dichter und Schriftsteller. Sie umfaßt 6 Teile: 1) Lesen mit richtiger Aussprache, 2) Erklärung der vorkommenden dichterischen Wendungen, 3) Überlieferung der Glossen und mythologischen Beispiele, 4) Auffindung der Etymologie, 5) Darlegung der Analogie, 6) Kritische Betrachtung der Dichtungen, der schönste Teil dieser Wissenschaft.

Zusammenstellungen dieses inhaltlichen Zuschnitts finden sich häufig. Der Text von Dionysios Thrax aber hält sich nur zum Teil an diese thematischen Vorgaben, da er schon recht bald andere Aspekte behandelt, tatsächlich solche, die man zumindest zum Teil in einer Grammatik erwarten würde (wobei es diese Teile sind, die von Di Benedetto Autoren des 4. nachchristlichen Jahrhunderts zugeschrieben werden): phonetisch-phonologische Aspekte des Griechischen, seine Silbenstrukturen, die Wortarten (dies auch bei zahlreichen anderen Autoren, in den lateinischen Texten unter dem Begriff *partes orationis*), die Wortbildung des Substantivs, flexionsmorphologische Angaben, vor allem zum Verb. In solchen frühen Schriften wird al-

so kein geschlossenes Sprachsystem im heutigen Verständnis behandelt, allenfalls Teilsysteme.

Dabei ist für den Umgang mit grammatischen Fragen in den antiken Texten ein Prinzip wichtig, das als Regulativ bei der Klärung grammatischer Zweifelsfälle wirksam wird, dabei aber zugleich die Bildung von Systemkonzepten stärkt, und zwar bis in die grammatischen Beschreibungen der Gegenwart hinein: das Analogieprinzip. In Quintilians *Institutio oratoria* findet sich diese Reihung: „Sermo constat ratione, vetustate, auctoritate, consuetudine“ („Die gesprochene Rede wird bestimmt durch Vernunftgründe, Alter, Gewicht der Autorität und Üblichkeit der Ausdrucksmittel“, Quintilianus 1988, I/6/1). Die *ratio* sieht Quintilian vor allem in der *analogia* gegeben, also in einer systeminternen Stimmigkeit: Sprache ist dann durch *analogia* geprägt, wenn ihre Konstituenten strukturidentisch gebildet werden, insbesondere Wörter in Bildung und Flexion denselben Mustern folgen. Der *analogia* steht die *consuetudo* gegenüber, der Sprachgebrauch, und die Spannung zwischen den beiden Prinzipien begegnet in der Geschichte der Grammatikschreibung immer wieder (Quintilianus 1988, I/6/3):

Die Üblichkeit der Ausdrucksmittel [d. h. der Sprachgebrauch, A.G.] ist die zuverlässigste Sprachmeisterin, und man soll mit der Sprache ganz so umgehen wie mit einer Münze, die Wert und Geltung für alle empfiehlt. Dennoch verlangt dies alles scharfes Urteilsvermögen, zumal die *Analogie* [...].

Das sich hier andeutende Einerseits-Andererseits von systeminterner Stimmigkeit und Sprachgebrauch als Kriterien für Entscheidungen über das, was sprachlich ‚korrekt‘ ist, wird bereits in der Antike zum Gegenstand sprachtheoretischer Diskussion zwischen *Analogisten* und *Anomalisten* und findet sich in deutschen Texten bis weit in die Neuzeit. Dabei korreliert die analogistische Position mit dem strikteren Systemverständnis. Ein Autor des 17. Jahrhunderts vergleicht die *Grundrichtigkeit* einer Sprache (also ihre innersystemische, vor allem durch die Befolgung des Analogieprinzips garantierte Stimmigkeit) mit dem *Gebrauch*. Die *Grundrichtigkeit* sei wie ein Würfel, der *Gebrauch* wie eine Kugel. Ein Würfel steht nach dem Fallen stets fest und kann als Grundlage für weiteren Auf- und Ausbau dienen. Der *Gebrauch* aber ist in sich uneinheitlich („mit mancherlei farben angestrich[e]n“; Bellin 1657, Zuschrift) und unstet. Genau das macht das Konzept eines homogenen Systems attraktiv: Es bietet in seinen (vermeintlich) festen Konturen einen (vermeintlich) sicheren, in sich ruhenden Orientierungspunkt. So wird es für die grammatische Beschreibung zugänglicher, auch wenn im Zuge dieser Beschreibung permanent Entscheidungen darüber gefällt werden, was nun eigentlich zum System gehört und was nicht. Dass diese Entscheidungen interessegeleitet sind, ist denen, die sie fällen, keineswegs immer bewusst, im Gegenteil suggeriert die Beschreibung eines von Gebrauchsspuren gereinigten Systems, dass es bei seiner Beschreibung um so etwas wie die Beschreibung der Sprache ‚als solcher‘ gehe, die unabhängig vom Beschreibenden existiert. Tatsächlich aber verbirgt sich in der vermeintlichen Deskription

immer eine mehr oder weniger ausgeprägte Setzung. Dabei kann durchaus auch der Gebrauch als Kriterium der Wahl einer bestimmten Sprachform zitiert werden, aber letztlich nur dann, wenn er dem Interesse der Argumentation dient. So steht z. B. Kaspar Stieler, ein Mitglied der *Fruchtbringenden Gesellschaft* des Barock, mit seinen Lehrsätzen zur Regelung der Orthographie ganz in der Tradition Quintilians, wenn er mahnt, man solle vom „alten wolhergebrachten Gebrauch“ nicht abweichen. Andererseits dürfe man keine „alten Fehler“ übernehmen, nur weil sie Teil des Gebrauchs geworden seien (Stieler 1681, II, 171). Wiederum solle man sich nach der gebräuchlichen Aussprache bei der Festlegung der korrekten Schreibung richten. Die Begründung für die Forderung, man solle Wörter wie *Zitrone* und *Zeder* mit *z* anstatt mit *c* schreiben, beruft sich dagegen erneut auf die systeminhärente Stimmigkeit des Deutschen: „Was der teutschen Sprache und deren Eigenschaft zuwider / dessen soll man sich auch im Schreiben enthalten“. Die jeweiligen Vorschläge sind zum Teil sprachpatriotisch, zum Teil dialektgeographisch, zum Teil durch ein pragmatisches Kommunikationsverständnis motiviert, die Berufung auf *Gebrauch* bzw. *Eigenschaft* des Deutschen ist dem nachgeordnet.

Auch bei Gottsched, ebenfalls massiv in der antiken Tradition stehend, begegnet dieses Wechselspiel von Analogie und Gebrauch (Gottsched 1762, 40 bzw. 42f.):

§ 6 Wenn aber diese guten Scribenten dennoch in gewissen Stücken von einander abgehen: so muß die *Analogie* der Sprache den Ausschlag geben, wer von ihnen am besten geschrieben habe. [...]

§ 9 Doch, aus dieser Widerwärtigkeit der Gewohnheit im Reden, folget noch nicht, daß alle Redensarten durchaus auf eine Aehnlichkeit gebracht werden, und also alle Ausnahmen abgeschafft werden müßten. Nein; die Sprachen sind älter, als die Regeln derselben: und diese müssen also nachgeben, wo eine durchgängige und allgemeine Gewohnheit im Sprechen das Gegenteil eingeführet hat.

Natürlich sind den jeweiligen Normierungsinteressen der Grammatiker durch solche Formulierungen Tür und Tor geöffnet, aber man mag sich fragen, wie denn sprachliche Festlegungen überhaupt möglich sein sollen, wenn nicht durch das Aushandeln der Positionen nach Kriterien wie Analogie oder Gebrauch (oder wieder anderen Kriterien wie z. B. der Etymologie). Denn dass Normierung, d. h. die Etablierung eines als verbindlich anerkannten Systems, dem Interesse einer Sprachgemeinschaft, die auf eine funktionierende Leitvarietät angewiesen ist, entspricht, steht außer Frage. Anlass zur Kritik ist allerdings dann gegeben, wenn der Setzungscharakter des Vorgehens in Vergessenheit gerät und das konstruierte System zur ‚Sprache an sich‘ erklärt wird. Eben das wird befördert durch vermeintlich objektive Kriterien wie das Analogieprinzip, die das Sprachsystem als ein wohldefiniertes, in sich ruhendes Ganzes erscheinen lassen. Die Beschreibung des Systems abstrahiert dabei von der tatsächlichen historischen Offenheit und Dynamik des Sprechens und der Sprache, erlaubt allerdings ein strukturiertes Vorgehen, das sich auf die Darlegung von Systempositionen konzentriert, dabei eine Fläche präsentiert, in der die

Konstituenten des Systems sozusagen nebeneinander liegen und die Unruhe der steten Bewegung in der Zeit und im Raum, die eine Art Dreidimensionalität der Darstellung erfordern würde, ausblendet.

Etwas zuspitzend ließe sich sagen, dass die Trennung von Grammatik und Rhetorik eine Hypostasierung des Systemkonzepts befördert hat. Die für die Rhetorik so wichtige Orientierung an kommunikativen, funktionalen Fragen, an einem *quis, quid, cur, ubi, quando* usw. des Sprechens und Schreibens (von der Pragmatik wieder aufgegriffen in der Fragereihe *wer, was, warum, wo, wann* usw. gesagt oder geschrieben hat) spielt in der Grammatikschreibung schließlich keine Rolle mehr, das System ‚als solches‘ (bzw. seine Teilsysteme) werden ausschließlicher Gegenstand der Beschreibung. Zwar bilden Rhetorik (*rhetorica*), Grammatik (*grammatica*) und Logik (*dialectica*) das Trivium der noch im gesamten Mittelalter präsenten *artes liberales*, doch kommt die Grammatikschreibung nun ohne Rhetorik aus bzw. nähert sich in Teilen der Logik an. In dieser stärker philosophisch ausgerichteten Variante werden zunehmend universalistische Fragen gestellt, d. h. Fragen nach dem Verfasstsein von Sprache schlechthin, jenseits der jeweils einzelsprachlichen Vorkommen. Der Duktus der Darstellungen erinnert dabei durchaus an aktuelle universalistische Beschreibungen (Thurot 1869, 125):

Ob allen Sprachen eine einzige Grammatik zugrunde liegt? Ja, denn die Natur der Sachen, der Seinsweisen [„modi essendi“] und der Auffassungsweisen [„modi intelligendi“] sind für alle bzw. bei allen Menschen ähnlich. Dementsprechend sind auch die Weisen des Bezeichnens [„modi significandi“], des Konstruierens [„modi construendi“] und des Sprechens [„modi loquendi“], welche die Grammatik konstituieren, ähnlich. Und so ist die gesamte Grammatik einer Sprache derjenigen einer anderen Sprache ähnlich und ist von der gleichen Art wie diese. Unterschiede entstehen einzig durch die verschiedenen Abwandlungen der Wörter; solche Abwandlungen sind Akzidenzien der Grammatik. Wer [also] die Grammatik einer Sprache kennt, kennt auch die einer anderen, zumindest die wesentlichen Aspekte.

Der Auszug entstammt einem anonymen Traktat des 14. Jahrhunderts und steht in der Tradition der *grammatica speculativa* der Modisten. Über Julius Cäsar Scaligers *De causis linguae latinae* von 1540 und andere Werke entwickelt sich dieser universalistische Zug zur berühmten *Grammaire générale et raisonnée*, der Grammatik von Port Royal von 1660, und darüber hinaus, bis in die Gegenwart. An sprachhistorischen Fragen waren diese universalistischen, z. T. auch logizistischen grammatischen Beschreibungen kaum interessiert, und noch heute wird etwa der Generativen Grammatik attestiert, sie stehe „dem Phänomen Sprachwandel insgesamt relativ hilflos gegenüber“ (Mayerthaler 1998, 532).

Das verhält sich anders bei der einzelsprachlich angelegten, später: humanistischen Grammatikschreibung. Ihr geht es immer auch um die Vermittlung von Sprachkenntnissen, und nahezu das gesamte Mittelalter hindurch dominieren die lateinischen Grammatiken von Aelius Donatus (*Ars minor, Ars maior*, 4. Jh.) und Priscianus (*Institutiones grammaticae*, um 500). Die frühneuzeitlichen Grammatiken des

Deutschen (und nicht nur des Deutschen) orientieren sich an diesen Werken wie überhaupt am Lateinischen als der primären Bezugssprache. Deren Einfluss war so stark, dass z. B. Gottsched noch im 18. Jahrhundert für das Deutsche sechs Kasus annahm, analog zum Kasussystem des Lateinischen („Der Bruder, des Bruders, dem Bruder, den Bruder, o du Bruder, von dem Bruder“; Gottsched 1762, 274). Im Laufe der Zeit wurden, zunächst deutlich nach dem Vorbild der lateinischen Grammatikographie, die einzelnen Systempositionen immer differenzierter beschrieben, bis es im 19. Jahrhundert im Zuge der Herausbildung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu einer Ausweitung der einzelsprachlich orientierten Grammatik zu übergeordneten typologischen Fragen kam.

Diese Ausweitung ging mit der Entwicklung des Organismuskonzepts der Sprache einher, etwa bei den Brüdern Grimm, den Brüdern Schlegel und bei Wilhelm von Humboldt. Humboldt beschreibt Sprache als „feingewebten Organismus“ (Humboldt 1820, 1) und charakterisiert ihren organischen Charakter so:

Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszu-drücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst [...]. (Humboldt 1820, 3)

Daran anschließen lässt sich wiederum Jacob Grimms Rede vom „allgemein waltenden gesetz der [...] sprachen“ (Grimm 1854, XLVII), von ihrem „Naturtrieb“ (Grimm 1854, XXVI), der sie sozusagen von innen heraus strukturiert. In diesen Darstellungen ist eine gewisse Orientierung an den Naturwissenschaften bisweilen nicht zu übersehen, wenn etwa Friedrich Schlegel in *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* schreibt:

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat. (Schlegel 1808, 28)

Während aber bei Wilhelm von Humboldt, den Schlegels und den Grimms Äußerungen dieser Art wie auch das Organismuskonzept insgesamt in ein kulturgeschichtliches Verständnis von Sprache eingebunden ist, löst sich bei anderen Autoren die Sprachbeschreibung von allen kulturellen Zusammenhängen und wird in naturwissenschaftlicher Orientierung radikal zugespitzt. Besonders markant in dieser Hinsicht sind die Äußerungen August Schleichers, da er sich ausdrücklich auf Charles Darwins Evolutionstheorie beruft. In der entsprechenden Schrift führt er aus:

Die Sprachen sind Naturorganismen, die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben; auch ihnen ist jene Reihe von Erscheinungen eigen, die man unter dem Namen „Leben“ zu verstehen pflegt. Die Glottik, die Wissenschaft der Sprache, ist demnach eine Naturwissenschaft; ihre Methode ist im ganzen und allgemeinen dieselbe wie die der übrigen Naturwissenschaften. (Schleicher 1863, 88)

Auf der gleichen Linie im Hinblick auf den Objektbegriff der Sprache und den Objektivitätsbegriff der Sprachwissenschaft liegen die Überlegungen der Junggrammatiker Hermann Osthoff und Karl Brugmann, wenn sie sich (im Übrigen wie viele auf die zentrale Rolle der Analogie als strukturbildendes und systematisierendes Prinzip hinweisend) eine Sprachwissenschaft wünschen, die von *hypothesentrübten Dunstkreisen, Willkür, Subjektivismus* und *Nebelbildern* frei sein möge (so in Osthoff/Brugmann 1878). Die strukturalistischen Strömungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wiederum mögen sich von den Junggrammatikern in mehrfacher Hinsicht abgrenzen, doch teilen sie größtenteils deren szientistische Prägung, wie auch die Generative Grammatik, die sich ihrerseits vom Strukturalismus abgrenzt (z. B. Chomsky 1964; zur Geschichte von Strukturalismus und Generativer Grammatik in der deutschsprachigen Linguistik s. Müller/Lepper/Gardt 2010). Diese Haltung erlaubt einen Blick auf die Sprache, der in der Tat ungetrübt ist von mythologisierenden Überlagerungen, geschweige denn krassen Ideologien (was gerade für die Sprachwissenschaft in Deutschland zu bestimmten Zeiten einen großen Gewinn darstellte). Der Blick ist allerdings ebenfalls ‚ungetrübt‘ von der Einsicht in die Korrelation von Sprache und Gesellschaft und lässt damit den eigentlichen Ort der Sprache in der Welt und für den Menschen unberücksichtigt. Dass etwa Saussure selbst die Sprache als *fait social* bezeichnet hat, ist dann belanglos, weil sein tatsächlicher sprachwissenschaftlicher Zugriff der durch den Begriff nahegelegten Forschungsperspektive nicht entspricht. Gerade das allzu konsequent strukturalistische Arbeiten kann bedeuten, dass man „vor lauter Wald die Bäume nicht mehr [sieht]“ (Albrecht 2000, 122), d. h. ein Strukturkonzept entwickelt, das das faktische Nebeneinander der historischen, geographischen, sozialen und anderen Varianten letztlich als Störung des Systems empfindet.

3 Systemkonzept und Sprachgeschichtsschreibung

Die bisherigen Ausführungen haben erkennen lassen, dass der systematisierende Blick auf die Sprache keineswegs automatisch damit einhergeht, Sprache als ein sämtliche Konstituenten umfassendes System zu begreifen. Dabei ist dieses „sämtliche“ bereits perspektivisch, vom aktuellen Kenntnisstand der Sprachwissenschaft aus zu verstehen. Wenn zu bestimmten Zeiten grammatikographische Arbeiten vor allem Ausführungen zur Orthographie und zur Lautlehre, daneben einige wenige

zur Syntax und Etymologie enthalten – das gilt z. B. für Valentin Ickelsamers *Ain Teütsche Grammatica* (um 1534) –, zu anderen Zeiten vor allem Ausführungen zu den Wortarten, dann spiegelt sich in den Zusammenstellungen das jeweilige Verständnis der Autoren von ‚der Sprache‘ oder jedenfalls von dem, was an ihr relevant ist, zu ihrem ‚Kern‘ gehört. So gesehen, hätte man es zu jeder Zeit mit Beschreibungen ‚des Sprachsystems‘ zu tun. Wichtig ist aber weniger, welche grammatischen Spezifika jeweils zum System gezählt werden und welche nicht, als die Frage, wie sehr sich das jeweilige Systemkonzept etwa zum Sprachgebrauch verhält, wie ausgeprägt die Hypostasierungen sind, mit dem es beschrieben wird, wie sehr es als homogenes bzw. heterogenes System verstanden wird. Denn dass es als Ordnungskonzept grundsätzlich plausibel ist, steht außer Frage.

Im Folgenden seien einige Erscheinungsformen des Systemkonzepts in der Sprachgeschichtsschreibung betrachtet. Den Beginn bildet ein Text aus dem 17. Jahrhundert, Justus Georg Schottelius’ *Ausführliche Arbeit von der teutschen Haupt-Sprache* (1663). Es handelt sich um ein thematisch sehr heterogenes Werk, das wiederholt sprachhistorische Ausführungen enthält und dessen grammatische Teile die bis dahin differenzierteste Darstellung einiger Strukturebenen des Deutschen bieten. Interessant im aktuellen Zusammenhang sind zwei Metaphern, die bei der Beschreibung systematischer Aspekte, auch unter historischen Gesichtspunkten, immer wieder begegnen: die Beschreibung der Sprache als *Baum* und als *Gebäude*. So schreibt Schottelius:

Ein jedes standfestes Gebäu beruhet auf seinen unbeweglichen wolbepfalten Gründen: Also einer jeglichen Sprache Kunstgebäu bestehet gründlich in jhren uhrsprünglichen Stammwörtern; welche als stets saftvolle Wurzelen den gantzen Sprachbaum durchfeuchten / dessen Sprölein / Ast- und Aderreiche Zweige in schönester Reinlichkeit / steter Gewisheit und unergründender Mannigfaltigkeit / reumiglich und hoch ausbreiten lassen. Nach dem auch eine Sprache an solchen Stammwörtern kräftig und Wurzelveich ist / kan sie auch schöne / herrliche und vielfältige Früchte geben; nicht anders wie ein Baum / nach dem saftigen Stande seiner ausgebreiteten Wurzelen die Früchte reich oder kärglich wachsen lässet. (Schottelius 1663, 50f.)

Die Metaphorik scheint zunächst widersprüchlich: Sprache entspricht dem statischen, immer gleichen Gebäude und zugleich dem sich stetig verändernden Baum. Beide Bilder aber vermitteln Festigkeit, und auch das Wachsen des Baumes ist nicht Ausdruck eines historischen Verständnisses von sprachlicher Veränderung, da die Sprecher als Akteure dieser Veränderung unerwähnt bleiben, Sprachwandel vollzieht sich vielmehr ausschließlich nach sprachinhärenten Gesetzmäßigkeiten.

Davon unterscheidet sich Jacob Grimms Rede vom *Naturtrieb* der Sprachen, ihrem *allgemein waltenden Gesetz* (s. o.) nicht sehr, und in der Tat besitzt auch die Grimm’sche Sprachwissenschaft trotz Jacob Grimms beeindruckender Kenntnis sprachhistorischer Zusammenhänge einen ahistorischen Zug. Er zeigt sich gerade in der Hypostasierung des Sprachsystems, das als Organismus eine Art Eigenleben zu

führen scheint, wobei der frühere Zustand als der bessere gilt, wie der Forscher feststellen wird, wenn er sich gegen die Zeitachse bewegt (Grimm 1854, III):

Wer nun unsere alte sprache erforscht und mit beobachtender seele bald der vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen denkmälern der vorzeit hingezogen und von denen der gegenwart abgewandt. je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommner dünkt ihn die leibliche gestalt der sprache, je näher ihrer jetzigen fassung er tritt, desto weher thut ihm jene macht und gewandtheit der form in abnahme und verfall zu finden.

Sprachgeschichte vollzieht sich als Bewegung des Systems von vollkommeneren Zuständen zu weniger vollkommenen. Bei der Erforschung des Wortschatzes kann der Sprachhistoriker so zu einem *Urbegriff* gelangen: „Hinter allen abgezogenen bedeutungen des worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem grund“ (Grimm 1854, XLV). Diese erste Bedeutung bildet die feste Basis (*grund*) für alle späteren, abstrakteren. Regulierende Eingriffe in diese Abläufe durch Präskription müssen erfolglos bleiben, „denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang“ (Grimm 1819, X).

Dass für Jacob und Wilhelm Grimm die Geschichte der Sprache zugleich aufs Engste verknüpft ist mit der Geschichte ihrer Sprecher, die Grimms – und gerade ihr *Deutsches Wörterbuch* zeugt davon – Sprachgeschichte auch als Kulturgeschichte begreifen, unterscheidet ihr Arbeiten, wie oben bereits angedeutet, erheblich von den Überlegungen eines August Schleicher wie auch der Junggrammatiker. Im Gegensatz zur Geschichte, in der sich der freie Wille des Menschen zeige, sodass sie Gegenstand philologischer Forschung sei, liegt für Schleicher die Sprache „eben so sehr ausserhalb der Willensbestimmung des einzelnen [...], als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist ihr Lied mit der Lerche zu vertauschen“ (Schleicher 1850, 2), weshalb Sprachforschung nur naturwissenschaftlich praktiziert werden könne.

Diese extreme Zuspitzung provozierte durchaus Kritik, etwa durch William Dwight Whitney:

Sprachen sind also alles andere als Naturorganismen; sie sind vielmehr die allmählich herausgebildeten Ergebnisse davon, daß menschliche Wesen bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken angewandt haben, Ergebnisse des Erfindens von Zeichen, mit deren Hilfe Vorstellungen mitgeteilt und die Denkopoperationen durchgeführt werden. Sie sind ein konstitutiver Teil der mühsam erworbenen Substanz menschlicher Kultur. (Whitney 1871, 127)

Dabei müssen Prozesse des Sprachwandels keineswegs Ausdruck willentlicher Entscheidungen der Sprecher sein. Verantwortlich sind aber nicht anonyme Systemkräfte, vielmehr findet sich „keine Spur einer verändernden Kraft außer dem langsam sich wandelnden Sprachgebrauch, mit dem die Sprecher [...], ohne sich ihres Tuns bewußt zu sein oder absichtlich auf ein vorweg festgelegtes Ziel hinzuarbeiten, das eine ins andere umgewandelt haben“ (Whitney 1871, 116). Der Gedanke, dass Sprachwandel zwar vom Menschen initiiert und vollzogen wird, aber eben nicht als

intentionaler Akt, ist eben der Gedanke einer Erklärung von Sprachwandel durch eine *invisible hand* (Keller 1990).

Auf die Bedeutung des *Cours de linguistique générale* wurde bereits hingewiesen. Das Werk – welchen Anteil an ihm die Person Ferdinand de Saussures auch immer gehabt haben mag – hat wohl wie kein anderes Einzelwerk die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts geprägt, weit über die linguistischen Schulen hinaus, die ihm mehr oder weniger unmittelbar verpflichtet sind (Genfer Schule, Prager Schule, Kopenhagener Schule, amerikanischer Distributionalismus). Nahezu alles am *Cours* befördert die Sicht von Sprache als ein perfekt strukturiertes System. Der Systemcharakter wird vom Wandel eines konkreten Elements nicht berührt, wie es auch der Sprachwissenschaft nicht um die Ebene der *parole* geht, sondern ausschließlich um die *langue*. Dabei lässt sich Sprache mit einem Schachspiel vergleichen (Saussure 1931, 131f.). Dort ist z. B. ein Springer nicht aufgrund seiner materiellen Substanz wichtig, sondern ausschließlich aufgrund seiner durch die Regeln festgelegten Funktion. Verliert man die Figur beim Spielen, kann man sie durch einen beliebigen Gegenstand ersetzen, dem man die Funktion des Springers durch Definition zuweist. So ist auch nicht ein substantieller (d. h. messbarer) Laut als solcher wichtig, sondern seine Stellung innerhalb der *langue*, der tatsächliche Laut ist lediglich die Realisierung einer Systemposition. Analoges gilt für alle Bereiche der Sprache, auch für den Wortschatz. Die Wörter decken bestimmte Inhaltsbereiche ab und ihre Bedeutungsgrenzen werden durch die Bedeutungen der sie semantisch umgebenden Wörter bestimmt. Würde ein Wort ‚fehlen‘, müsste ein anderes seine Funktion übernehmen, wie z. B. im Französischen *mouton* sowohl das Tier wie auch das Fleisch bezeichnet (also eine doppelte Funktion erfüllt), während im Englischen der gleiche Inhaltsbereich durch zwei Wörter abgedeckt wird, *sheep* und *mutton*. Entsteht bei einem Bedeutungswandel eine Bezeichnungslücke, verlangt das System sozusagen einen Ersatz, wie etwa im Deutschen (so würde man in diesem Sinne argumentieren), als *vrouwe* nicht mehr nur für Frauen gehobenen Standes verwendet wurde und nun *dame* entlehnt wurde, um die Lücke im System zu füllen.

Die Perspektive ist reizvoll und erlaubt es, die Fülle der objektsprachlichen Daten prägnant zu gliedern. Aber auch wenn man den Systemgedanken mit der im *Cours* oder in den in seiner Tradition stehenden Schulen dargelegten großen Konsequenz nicht übernehmen will, weil er eben in dieser Konsequenz zu Hypostasierungen neigt und die kulturelle (pragmatische, gesellschaftliche) Dimension von Sprache und Sprechen unberücksichtigt lässt, wird man nicht auf Systematizität in der Beschreibung von Sprache und Sprachwandel verzichten wollen. Die neueren Sprachgeschichten des Deutschen bieten daher eher Erweiterungen des Systemkonzepts als einen irgendwie gearteten Ersatz.

Ausschließlich auf die Beschreibung des Sprachsystems beschränkte Sprachgeschichten (z. B. Schweikle 1990) sind selten. Allerdings unterscheiden sich die Sprachgeschichten hinsichtlich des Raums, den sie einer ‚reinen‘ Systemgeschichte

einräumen, erheblich. Gelegentlich wird eine *innere Sprachgeschichte* explizit einer *äußeren* gegenübergestellt (z. B. im Inhaltsverzeichnis von Ernst 2005, zu Kapitel 5: „Frühneuhochdeutsch 5.1 Innersprachlichen Entwicklungen 5.2 Außersprachliche Entwicklungen“). Von einem Meilenstein der Sprachgeschichtsschreibung kann man im Hinblick auf die dreibändige *Deutsche Sprachgeschichte von Spätmittelalter bis zur Gegenwart* von Peter von Polenz sprechen. Die Gliederung schon des ersten Bandes lässt das Konzept des Autors deutlich werden (von Polenz 1991):

1. Zur Einführung

- 1.1. Die Veränderbarkeit von Sprache und wie man darüber denkt
- 1.2. Erkenntnisinteressen der Sprachgeschichtsschreibung

2. Grundbegriffe der Sprachentwicklung

- 2.1. Theorien des Sprachwandels – 2.2. Sprachliche Ökonomie – 2.3. Sprachliche Innovation –
- 2.4. Sprachliche Variation – 2.5. Sprachliche Evolution

3. Vom mittelalterlichen zum neuzeitlichen Deutsch. Kontinuität und Diskontinuität

4. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit

- 4.1. Die historische Epoche: Staat, Wirtschaft, Gesellschaft – 4.2. Mediengeschichte, Bildungsgeschichte, Textsortenentwicklung – 4.3. Neustrukturierung des Sprachsystems – 4.4. Schreiblandschaften und überregionaler Ausgleich auf dem Weg zur neuhochdeutschen Schriftsprache – 4.5. Konsolidierung der Satzbaumittel – 4.6. Ausbau des Wortschatzes – 4.7. Sprachenkontakte: Entlehnung aus den Fremdsprachen – 4.8. Sprache der Reformation und der Volksaufstände – 4.9. Anfänge sprach(en)politischen Verhaltens

Den Kapitelüberschriften sind Unterpunkte zugeordnet, die erkennen lassen, dass die systembezogenen Angaben in einen Rahmen von im weitesten Sinne kulturgeschichtlichen Ausführungen gestellt sind, eben weil *Staat, Wirtschaft, Gesellschaft* usw. die Orte sind, wo die Sprache, deren Geschichte beschrieben werden soll, begegnet. Dabei zeigt sogleich der erste Unterpunkt der Einführung – „Sprache als ‚Tätigkeit‘“ – die pragmatische Orientierung des historiographischen Anliegens. Erwähnenswert ist auch die Periodisierungskategorie „Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit“, an die sich im zweiten Band der Sprachgeschichte „Deutsch in der Zeit des Absolutismus und der bildungsbürgerlichen Sprachkultivierung“ anschließt, im dritten schließlich „Deutsch in der Zeit des Nationalismus und der Industriegesellschaft“. Das ist kulturgeschichtlich (und damit auch sprachgeschichtlich) sprechender als die traditionelle Einteilung in Alt-, Mittel-, Frühneuhochdeutsch und Neuhochdeutsch, wie sie häufig in stärker systembezogenen Darstellungen begegnen. Mit den von v. Polenz gewählten Periodisierungskategorien aber wird auch sehr deutlich, dass der sprachhistorische Zugriff alles andere als wertfrei ist: Die Begriffe *bildungsbürgerliche Sprachkultivierung*, *Zeit des Nationalismus* usw. setzen deutliche Akzente; wer sie wählt, gibt nicht nur eine methodisch-historiographische Überzeugung des Sprachwissenschaftlers zu erkennen (der eben nicht die Kategorien *Althochdeutsch* usw. wählt), sondern auch seine Auffassung davon, was in der

deutschen Geschichte zu einer bestimmten Zeit im Hinblick auf die sprachliche Entwicklung prägend war. Wie wenig ‚neutral‘ das ist, wird spätestens dann deutlich, wenn man etwa eine Sprachgeschichte aus der DDR daneben hält, wo die letzte Epoche des Deutschen beschrieben wird als „Entstehung und Entwicklung der deutschen Nationalsprache in der Zeit der kapitalistischen Gesellschaft (von der frühbürgerlichen Revolution bis zur Mitte des 20. Jh.)“ (Schmidt 1984). Was aus der einen Perspektive als ‚Referenz auf Tatsachen‘ erscheinen mag, kann der anderen als ‚ideologisch‘ gelten. Tatsächlich gibt es keinen archimedischen Punkt des sprachhistorischen Urteils, aber es wäre absurd zu glauben, ein Rückzug auf eine rein systemlinguistische Beschreibung würde ohne epistemologische Voraussetzungen auskommen. Sie wären selbstverständlich vorhanden, lediglich in einem anderen Bereich der Theoriebildung angesiedelt, nicht in einem sozusagen offenen Bekenntnis zu bestimmten Ansichten über historische Gegebenheiten.

All das aber kann wiederum nicht bedeuten, dass jede Kategorienbildung ebenso angemessen/plausibel/gelungen usw. ist wie jede andere, Erkenntnis wäre bei der Annahme einer solchen Beliebigkeit unmöglich und Wissenschaft sinnlos. Und es kann auch nicht bedeuten – damit sei eine Bemerkung eingangs dieses Beitrags aufgegriffen –, dass es jenseits der Sprache keine Tatsachen gibt, auch wenn unsere Perspektiven auf sie unterschiedlich ausfallen mögen.

4 Tendenzen

Die vorangegangenen Ausführungen haben bereits einige neuere Entwicklungen in der Sprachgeschichtsschreibung erkennen lassen. Sie sind natürlich nicht auf Sprachgeschichten im engeren Sinne beschränkt, sondern finden sich in den unterschiedlichsten Arbeiten, darunter auch Werken wie dem vorliegenden *Handbuch Sprache in der Geschichte*. Um einige dieser Entwicklungen zusammenfassend zu benennen:

- das Verständnis von Schreiben und Sprechen als einer Form individuellen und gesellschaftlichen Handelns, d. h. die pragmatische Situierung der Sprachgeschichtsschreibung (so auch die gesamte Anlage von Besch u. a. 1998ff.);
- die Sicht von Sprachgeschichte als Zusammenspiel dreier Größen: der Geschichte des Sprachsystems, der Geschichte des Sprachgebrauchs (und damit der Kommunikation) und der Geschichte des Sprachbewusstseins (die von Mattheier 1995, 15ff., zusätzlich angeführte Sprachkontaktgeschichte lässt sich den drei zuvor genannten Formen der Sprachgeschichte zuordnen);
- die Berücksichtigung der Mündlichkeit (vgl. Besch/Wolf 2009, das mit einem Kapitel „Gesprochene Sprache“ eingeleitet wird);

- die Erweiterung der historiographischen Perspektive in Richtung einer *Sprachgeschichte von unten* (Elspaß 2005) und alltagsgeschichtlicher, auch mentalitätsgeschichtlicher Zusammenhänge;
- die Berücksichtigung multimodaler Formen der Kommunikation;
- die Einbeziehung von Texten und Diskursen, z. B. im Sinne einer „Sprachgeschichte als Textsortengeschichte“ (Barz u. a. 2000).

Der zuletzt genannte Aspekt bedeutet zugleich eine Erweiterung des Systemkonzepts über den Satz hinaus und, jedenfalls was Texte betrifft, auch in gewisser Weise einen Anschluss an die rhetorische Tradition, die immer diejenigen sprachlichen Phänomene im Blick hatte, die im Alltag des Schreibens und Sprechens tatsächlich begegnen, Texte (und Gespräche) eben. Die Sprachwissenschaft und damit die Sprachgeschichtsschreibung hat Texte lange Zeit der Literaturwissenschaft überlassen, vor allem deshalb, weil sie als aus Sätzen, Wörtern, Morphemen usw. konstruierte Größen galten, deren spezifische Texthaftigkeit aber sich immer wieder neuen individuellen Vorlieben ihrer Verfasser verdanke. Erst als man den für die Sprachwissenschaft üblichen Zugriff auf das Musterhafte (dem es in aller Regel um ‚das‘ Bairische oder ‚den‘ Konjunktiv II geht, nicht um das Bairische oder den Konjunktivgebrauch eines individuellen Sprechers) auch auf Texte übertrug und Textsorten, Texttypen usw. bestimmte, konnte sich eine Textlinguistik entwickeln und, in der Folge, auch die Perspektive einer *Sprachgeschichte als Textgeschichte*. Auch gibt es keinen Grund, den systematischen Blick nicht auch auf Diskurse auszuweiten, denn auch dort begegnet Musterhaftes, nicht jeder Diskurs folgt immer neuen Abläufen. Dass neben dieser Suche nach einer ‚Grammatik der Diskurse‘ auch individuelle Diskurse (wie auch wichtige individuelle Texte) Gegenstand historischer Untersuchung sein können, versteht sich von selbst. Zugleich aber können auch die Einflüsse von Diskursen auf die Entwicklung von Norm und Standard ein ertragreicher Gegenstand sprachhistorischer Forschung sein.

Diese Erweiterungen und Neuerungen der Sprachgeschichtsforschung sind auf den historischen Sprachgebrauch und damit auf die Geschichte des Kommunizierens gerichtet. Damit wird Sprache als das ernst genommen, was sie für den Menschen ist: das zentrale Medium, seine Welt zu gestalten. Man spricht oder schreibt in aller Regel nicht, um eine bestimmte Textsorte zu praktizieren oder um den Genitiv zu verwenden, sondern weil man etwas in der Welt will. Betrachtet man Äußerungen zu den Funktionen von Sprache in der Geschichte der Sprachreflexion, so ist die am häufigsten genannte die der Kommunikation. Als *zoon politikon* ist der Mensch auf Sprache angewiesen, er verwendet grammatische, lexikalische, textuelle Formen, weil er auf etwas zielt, das jenseits des Sprechens und Schreibens als solchem liegt. In aller Regel geht es dabei um Kommunikation, und vor allem aus dieser Orientierung am *alterius animum*, am Geist des anderen, erklärt sich die Existenz der Sprache zu ganz entscheidenden Teilen. Die Rede vom *alterius animum* als Ziel des eigenen Sprechens stammt von Augustinus (Augustinus 1844–1855, 2. Buch,

Kap. 2, Sp. 37), aber in der grundsätzlichen Konzeption vergleichbare Äußerungen begegnen in großer Zahl von der Antike bis zur modernen Pragmatik (dass sich daneben auch Funktionen von Sprache unterscheiden lassen, die nicht kommunikativer Natur sind, insbesondere eine kognitive, der Strukturierung des eigenen Denkens dienende Funktion, die in der Geschichte der Sprachreflexion ebenfalls begegnet, ändert nichts an diesem Sachverhalt; zu den unterschiedlichen Funktionen der Sprache s. Gardt 1995).

Genau an diesem Punkt setzt die Forschungspraxis einer kulturgeschichtlich orientierten Sprachgeschichtsschreibung an, indem sie die Elemente des Sprachsystems als Mittel historischer Formen der Kommunikation begreift, einer Kommunikation, die immer irgendwie lebensweltlich eingebettet ist. So untersucht eine solche Sprachgeschichtsschreibung diese Elemente vor dem Hintergrund gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher, philosophischer, religiöser, fach- und wissenschaftsbezogener, künstlerischer, alltagsweltlicher und anderer Zusammenhänge.

Die oben genannten neueren Ansätze, die sich in den Rahmen einer kulturhistorisch orientierten Sprachgeschichtsschreibung stellen lassen, praktizieren in aller Regel etwas, das sich als *phänomenorientierte Sprachwissenschaft* bezeichnen lässt: eine Sprachwissenschaft, die sich den konkreten kommunikativen Phänomenen zuwendet, so wie sie in der Realität des Sprechens und Schreibens begegnen. Diese Phänomene werden bestimmt von ihrem sprachlichen Zentrum, können aber sehr wohl auch multimodaler Natur sein, können punktuell präsent sein oder sich in Zeit und Raum erstrecken. Der analysierende Sprachwissenschaftler entkleidet diese Phänomene nicht ihrer pragmatisch-kommunikativen Einbettung, sondern versucht, sie im Kontext eben dieser Einbettung zu erfassen. Das führt nicht nur zu einer Erweiterung der Untersuchungsgegenstände, sondern auch des Methodenspektrums. Dabei ist klar, dass nicht jede Analyse alles leisten kann, Beschränkung und Auswahl werden immer notwendig sein. Wichtig ist aber die grundsätzliche Perspektive: Der Blick des Sprachwissenschaftlers streift nicht mehr durch die (historische) Sprachlandschaft, um lediglich dasjenige festzuhalten, was er auf ein mehr oder weniger hypostasiertes Sprachsystem projizieren kann (die Rede von der *Projektion auf die Leinwand des Forschers* stammt aus Coseriu 1974, 19), sondern er begibt sich sozusagen in die (historische) Realität des Kommunizierens hinein und versucht so, dem ontischen Ort von Sprechen und Sprache gerecht zu werden.

5 Literatur

- Albrecht, Jörn (2000): *Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick*. 2. Aufl. Tübingen/Basel (UTB 1487).
- Arens, Hans (1955): *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München (Orbis academicus. Problemgeschichten der Wissenschaft in Dokumenten und Darstellungen 6).

- Aristoteles (1987): Rhetorik. Übers., mit einer Bibl., Erläuterungen und einem Nachwort von Franz G. Sieveke. München (UTB 159).
- Augustinus, Aurelius (1844–1855): De doctrina christiana. In: Jacques Paul Migne (Hg.): Patrologia. Series latina. Paris. Bd. 34, Sp. 15–122. http://www.documentacatholicaomnia.eu/04z/z_0354-0430_Augustinus_De_Doctrina_Christiana_Libri_Quatuor_MLT.pdf.html (28.01.2016).
- Auroux, Sylvain u. a. (Hg.) (2000): History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. An International Handbook [...]. 1. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 18,1).
- Bär, Jochen A./Anja Lobenstein-Reichmann/Jörg Riecke (2015): Sprache in der Geschichte. In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston (Handbücher Sprachwissen 1), 267–290.
- Barz, Irmhild u. a. (Hg.) (2000): Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthard Lerchner. Frankfurt a. M. u. a.
- Bellin, Johann (1657): Hochdeutsche Rechtschreibung [...]. Lübeck. Nachdruck Hildesheim/New York 1973.
- Besch, Werner u. a. (Hg.) (1998ff.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. Aufl. 4 Teilbde. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,1–2,4).
- Besch, Werner/Norbert Richard Wolf (2009): Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – Linguistische Studien. Berlin (Grundlagen der Germanistik 47).
- Chomsky, Noam (1964): The logical basis of linguistic theory. In: Horace G. Hunt (Hg.): Proceedings of the Ninth International Congress of Linguistics. Cambridge (Mass.). London/Den Haag/Paris (Ianua linguarum, Series maior 12).
- Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München (Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik 3).
- Christmann, Hans Helmut (Hg.) (1977): Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Darmstadt (Wege der Forschung 474).
- Deutsches Universalwörterbuch (2003). Hg. v. der Dudenredaktion. 5. Aufl. Mannheim u. a.
- Di Benedetto, Vincenzo (2000): Dionysius Thrax and the *Tékhnē*. In: Sylvain Auroux u. a. (Hg.): History of the Language Sciences. Geschichte der Sprachwissenschaften. An International Handbook [...]. 1. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 18,1), 394–400.
- Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 263).
- Ernst, Peter (2005): Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen. Wien (UTB 2583).
- Gardt, Andreas (1995): Die zwei Funktionen von Sprache: kommunikativ und sprecherzentriert. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 23, 153–171.
- Gottsched, Johann Christoph (1762): Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. 5. Aufl. Leipzig. In: Johann Christoph Gottsched: Ausgewählte Werke. Hg. v. Phillip Marshall Mitchell. Bd. 8.1 und 8.2. Bearb. v. Herbert Penzl. Berlin/New York 1978 (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts 80; 81).
- Gottsched, Johann Christoph/Johann Friedrich Mey (Hg.) (1725): Die Vernünftigen Tadlerinnen. Magdeburg.
- Grimm, Jacob (1819): Vorrede [zur Deutschen Grammatik]. In: Roy Harris (Hg.): Foundations of Indo-European Comparative Philology 1800–1850. Vol. 3. London 1999.
- Grimm, Jacob (1854): Vorrede. In: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Leipzig, I–LXVII.

- Gueintz, Christian (1641): *Deutscher Sprachlehre Entwurf* [...]. Köthen. Nachdruck Hildesheim/New York 1978.
- Humboldt, Wilhelm von (1820): Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Wilhelm von Humboldts *Gesammelte Schriften*. Hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 4. Berlin 1905. Nachdr. Berlin 1968, 1–34.
- Jäger, Ludwig (2010): *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg (Zur Einführung 322).
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen (UTB 1567).
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen. Desiderate und Perspektiven. In: Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 156), 1–18.
- Mayerthaler, Willi (1998): Sprachgeschichte in der Sicht der generativen Transformationsgrammatik. In: Werner Besch u. a. (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearb. Aufl. 1. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,1), 529–538.
- Müller, Hans-Harald/Marcel Lepper/Andreas Gardt (Hg.) (2010): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975*. Göttingen (Marbacher Schriften, N.F. 5).
- Müller, Jan Dietrich (2011): *Decorum. Konzepte von Angemessenheit in der Theorie der Rhetorik von den Sophisten bis zur Renaissance*. Berlin (Rhetorik-Forschungen 19).
- Platon (1957): *Gorgias*. In: *Platon: Sämtliche Werke*. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. Hg. v. Walter F. Otto/Ernesto Grassi/Gert Plamböck. Reinbek bei Hamburg, Bd. 1, 197–287.
- Polenz, Peter von (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 1: Einführung, Grundbegriffe, Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York (Sammlung Götschen 2237).
- Osthoff, Hermann/Karl Brugmann (1878): *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*. 1. Theil. Leipzig.
- Quintilianus, Marcus Fabius (1988): *Institutionis Oratoriae Libri XII. Ausbildung des Redners*. Zwölf Bücher. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. 2 Bde. 2. Aufl. Darmstadt.
- Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Werner Besch u. a. (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 1. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2,1), 1–41.
- Saussure, Ferdinand de (1931): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hg. v. Charles Bally/Albert Sechehaye, unter Mitwirkung von Herman Lommel. Berlin/Leipzig. 3. Aufl. mit einem Nachwort von Peter Ernst. Berlin/New York 2001.
- Schlegel, Friedrich (1808): *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde* [...]. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. Heidelberg. Digitale Edition von Jochen A. Bär. Veichta (Quellen zur Literatur- und Kunstreflexion des 18. und 19. Jahrhunderts, Reihe A 99) 2014. <http://www.zbk-online.de/texte/A0099.htm> (28.01.2016).
- Schleicher, August (1850): *Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht*. Linguistische Untersuchungen. New ed. with an introductory article by Konrad Koerner. Amsterdam 1983.
- Schleicher, August (1863): *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft*. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Häckel, a. o. Professor der Zoologie und Director des zoologischen Museums an der Universität Jena. In: Hans Helmut Christmann (Hg.) (1977): *Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt (Wege der Forschung 474), 85–105.
- Schmidt, Wilhelm (1984): *Geschichte der deutschen Sprache*. Mit Texten und Übersetzungshilfen. 5., überarb. und erw. Aufl. Berlin.

- Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache [...]. Braunschweig. Nachdr. hg. v. Wolfgang Hecht. 2 Teile. Tübingen 1967.
- Schweikle, Günther (1990): Germanisch-deutsche Sprachgeschichte im Überblick. 3., verb. und erw. Aufl. Stuttgart.
- Stieler, Kaspar (1681): Teutsche SekretariatKunst [...] was massen ein Secretarius beschaffen seyn solle? worin dessen Amt / Verrichtung / Gebühr und Schuldigkeit bestehe? auch was zur Schreibfertigkeit und Briefstellung eigendlich und vornehmlich erfordert wurde? [...]. 2. Aufl. Nürnberg.
- Thurot, Charles (Hg.) (1869): Extraits de Divers Manuscrits Latins pour Servir a l'Histoire des Doctrines Grammaticales au Moyen Age. Paris. Nachdruck Frankfurt a. M. 1964.
- Whitney, William Dwight (1871): Schleicher und die naturwissenschaftliche Sprachauffassung. In: Hans Helmut Christmann (Hg.) (1977): Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Darmstadt (Wege der Forschung, 474), 109–143.

